



Jens Loenhof. Foto: Daniel Schumann



Welche Bedeutung haben „travelling concepts“ in der Migrationsforschung?

Jens Loenhoff im Gespräch mit Volker Heins

Migration ist unbestritten ein globales Phänomen, und ihre Geschichte begleitet und dynamisiert die gesamte kulturelle Evolution. In der Gegenwart gibt es kaum eine Gesellschaft, die nicht Menschen aus anderen Teilen der Welt aufnimmt und die damit verbundenen Erfahrungen in ganz unterschiedlicher Weise verarbeitet. Wenn sich eine grenzüberschreitende Migrationsforschung mit Zuwanderung, Flucht und Fluchtursachen befasst, muss man zunächst fragen, ob man unter Migration überhaupt in allen Regionen der Welt das Gleiche versteht und man in der Problemwahrnehmung und -beschreibung zu einer ähnlichen Interpretation des Phänomens kommt. Schließlich ist der Begriff ja mitunter stark aufgeladen im semantischen Feld zwischen Risiken und Chancen für zeitgenössische Gesellschaften ...

Jens Loenhoff: Im sozialwissenschaftlichen Diskurs ist man sich des Umstandes bewusst, dass und wie sehr unsere europäischen beziehungsweise „westlichen“ Erfahrungen und Denktraditionen die Interpretation außereuropäischer Gesellschaften und ihrer Praktiken prägt. Kann man das auch innerhalb der Migrationsforschung beobachten?

Volker Heins: Es gibt sicher so etwas wie einen westlichen Blick auf Migration, die häufig als ein „Problem“ beschrieben wird, das nach politischen „Lösungen“ ruft. Sesshaftigkeit gilt als normal, Wanderung als Ausnahme – oft als eine Ausnahme, die man mit Mauern und Stacheldraht zu unterbinden versucht. Andererseits gibt es in der Migrationsforschung seit einigen Jahren eine reflexive Wende. Kollegen wie Boris Nieswand oder Ludger Pries begreifen Migration nicht mehr primär als eine für die Aufnahmegesellschaft potenziell destabilisierende Bewegung von Einzelnen und Gruppen, sondern als Teil größerer, grenzüberschreitender Transformationen,

durch die neue soziale Ordnungen entstehen. Die Migrationsforschung beginnt sich selbst zu beobachten und einige ihrer Prämissen in Frage zu stellen. Die Soziologin Janine Dahinden an der Université de Neuchâtel ist so weit gegangen, sogar den Begriff der Migration zu hinterfragen. Der Begriff sei belastet, so ihre These, weil er die Aufmerksamkeit auf die sozialräumliche Mobilität ganz bestimmter, oft rassistisch stigmatisierter Personen richte und suggeriere, dass diese Mobilität ein Problem sei. Das ist eine wichtige Erkenntnis: Der überlieferte Begriffsapparat der konventionellen Migrationsforschung ist ein Teil des staatlichen Migrationsmanagements.

Gibt es auch unversöhnliche Ansätze innerhalb der Migrationsforschung?

Ja, das kann man zumindest für die politische Philosophie und die Ethik der Migration sagen, die sich mit der Frage beschäftigen, welche Rechte und Pflichten aufnehmende Gesellschaften gegenüber Migrantinnen und Migranten haben und umgekehrt. Auf der einen Seite gibt es kosmopolitische Ansätze, die sich an einem Ideal möglichst durchlässiger Grenzen orientieren und das Recht auf Flucht und Migration betonen. Auf der anderen Seite stehen liberal-nationalistische Ansätze, die den Eigenwert und die Fragilität des modernen Nationalstaats betonen und daraus sein Recht ableiten, die Grenzen für migrationswillige Personen zu schließen. Allerdings betonen auch diese Ansätze, dass Personen an der Grenze nicht willkürlich, sondern nur auf der Basis von Gründen abgewiesen werden dürfen, die im Prinzip auch für die Abgewiesenen selbst akzeptabel sein müssen. Der Rassismus, der uns im Alltag und der politischen Diskussion so viel zu schaffen macht, findet in der heutigen Migrationsforschung, wie ich sie kenne, keinen Widerhall.

Das ist interessant. In den Gesellschafts- und Kulturwissenschaften befassen wir uns ja stets mit Phänomenen, die schon vor dem Zugriff durch methodisch kontrollierte Forschung, also im Horizont eines Alltagswissens konzeptualisiert sind. Wie stehen mit Blick auf das Phänomen „Migration“ diese beiden Dimensionen, also die alltagsweltliche und die wissenschaftliche Deutung, zueinander?

In seinem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ schreibt Max Weber an einer Stelle, dass jede wissenschaftliche Forschung ein Verständnis davon voraussetzt, was überhaupt als „wissenswert“ gilt. Dass jedoch etwas wissenswert ist, ließe sich nicht selbst wiederum „mit den Mitteln der Wissenschaft“ beweisen. Was wissenswert ist, sagt uns stattdessen das Alltagsbewusstsein. Ich denke, dass Weber hier recht hat. Die Existenz einer Migrations- und Integrationsforschung verdankt sich der Tatsache, dass weiße Europäer vom Phänomen der Migration aus anderen Erdteilen beunruhigt werden und mehr wissen wollen. Das erklärt auch, dass lange Zeit ein Teil der westlichen Migrationsforschung alltagsweltliche Deutungsroutinen unreflektiert in die Forschung hineingenommen hat. Besonders die Vorstellung einer tiefsitzenden kulturellen Differenz zwischen „uns“ und all den „anderen“, die ins Land strömen, ist bis heute nur schwer klein zu kriegen. „Fremde in unserer Mitte“, heißt bezeichnenderweise ein vielgelesenes Buch des Oxford-Professors David Miller.

Ich gebe natürlich gerne zu, dass Menschen in China, Korea und gewiss Japan ebenfalls vom Phänomen der Migration beunruhigt werden, aber dies sind bis auf Weiteres keine Einwanderungsgesellschaften in unserem Sinne, und es gibt auch keine vergleichbar starke Migrationsforschung. Eine Ausnahme ist vielleicht Indien, wo es einen eigenen anti-muslimischen Rassismus gibt, der sich gegen Einheimische wie

auch gegen Flüchtlinge richtet, und auch eine kritische Migrationsforschung zu diesem Thema, die auch bei uns rezipiert wird.

Mit Blick auf westliche Gesellschaften würde ich also Ihre Frage zugespitzt wie folgt beantworten: Früher gab es einen gewissen Einklang zwischen Alltagsbewusstsein und wissenschaftlicher Migrationsforschung. Mit der reflexiven Wende und der Rezeption feministischer und postkolonialer Ansätze in der Migrationsforschung wird dieser Einklang zwischen Alltagsbewusstsein und Wissenschaft zunehmend gestört. Heute würde ich eher von einem Spannungsverhältnis sprechen, das manchmal durchaus produktiv sein kann.

Können Sie mir ein Beispiel nennen, wo sich dieses Spannungsverhältnis in Ihrer Arbeit zeigt und wie es produktiv werden kann?

Das Spannungsverhältnis zeigt sich immer da, wo die Migrationsforschung mit der weiteren Öffentlichkeit in Berührung kommt. Ein gutes Beispiel sind die Leserbriefe, die ich als Reaktion auf das Buch „Hinter Mauern“ bekommen habe, das ich letztes Jahr mit dem Historiker Frank Wolff bei Suhrkamp veröffentlicht habe. Eine Lehrerin aus Nordrhein-Westfalen schrieb mir zum Beispiel diese Zeilen: „Die Menschen, die zu uns gekommen sind, haben eine andere Moral und eine andere Lebensweise. Viele Menschen empfinden die Zuwanderung als Krieg im Kleinen, was die Bürger möglicherweise beschäftigt halten soll. Warum haben wir nicht das Recht, uns zu verteidigen gegen eindringende Menschen?“ Das ist jetzt ein besonders krudes Beispiel, das aber deutlich macht, wie enorm die Aufgaben der Wissenschaftskommunikation gerade in diesem Forschungsfeld sind.

Das führt uns zum Thema der „travelling concepts“. Die Wissenschaftskommunikation, die Sie ansprechen,

kann man verstehen als eine Form der Übersetzung wissenschaftlicher Erkenntnisse in das Alltagsbewusstsein. Gibt es hierfür Beispiele aus der Migrationsforschung?

Ja, das ist eine der „Reiserouten“ von Begriffen: von der Wissenschaft in die Öffentlichkeit. Begriffe wandern aus einer Fachsprache in die Alltagssprache und die politische Rhetorik. Allerdings verändern sie dabei unterwegs häufig ihre Bedeutung. Ein Beispiel ist der soziodemografische Begriff des „Migrationshintergrunds“, der bekanntlich von der Essener Pädagogikprofessorin Ursula Boos-Nünning in den 1990er Jahren geprägt wurde, um mögliche Diskriminierungen der Nachkommen aus Einwandererfamilien erfassen zu können. Später haben Politik und Journalismus leider dazu beigetragen, dass der ursprünglich neutrale Begriff heute als stigmatisierend wahrgenommen wird. Wenn die Leute das Wort „Migrationshintergrund“ hören, denken sie an Fremdheit und soziale Probleme, nicht an Diskriminierung. Deswegen hat die Fachkommission Integrationsfähigkeit die Kategorie kritisiert, und vor zwei Jahren hat auch die Integrationsministerkonferenz der Länder (IntMK) den „Migrationshintergrund“ endgültig beerdigt. In Zukunft wird das Statistische Bundesamt Daten zur „Bevölkerung mit Einwanderungsgeschichte“ veröffentlichen und den alten Begriff nicht länger nutzen.

Ähnliche Prozesse der Umwertung im Zuge der Übersetzung beobachten wir auch auf globaler Ebene. Mit der israelisch-amerikanischen Migrationsforscherin Galya Ben-Arieh habe ich mir vor einiger Zeit einmal den Wandel im Gebrauch des Begriffs des Menschenschmuggels („human smuggling“) angeschaut. Lange Zeit war das ein neutraler juristischer Fachbegriff für Fluchthilfe, bevor er in die politische Alltagssprache einwanderte und mit zunehmend negativen Konnotationen demagogisch aufgeladen wurde. Was früher ein Akt der Rettung von

Menschenleben war, gilt heute als organisiertes Verbrechen.

Wie sieht es mit dem globalen „Verkehr“ von Konzepten der Migrationsforschung aus, in denen sich unterschiedliche kulturelle Vorverständnisse, Kontrasterfahrungen und Perspektivierungen widerspiegeln? Ist mit Bezug auf die Migrationsforschung die Problemwahrnehmung in Asien, Afrika oder Lateinamerika eine andere als in Europa oder in westlichen Demokratien?

Ich denke nicht, dass man von einer „westlichen“ im Unterschied zu einer „lateinamerikanischen“ oder „afrikanischen“ Migrationsforschung sprechen kann. Die Akteure der Migrationsforschung sind selbst viel unterwegs, ebenso wie ihre Konzepte. Das ist nicht anders als in anderen Forschungsfeldern auch. Aber natürlich sind die Problemwahrnehmungen und das, was als wissenschaftlich gilt, in anderen Weltregionen anders. So hat sich inzwischen auch bei uns herumgesprochen, dass Migration etwa in Westafrika schon immer normal war, als eine Überlebensstrategie und Teil einer Lebensform. Besonders junge Männer wandern, um zu arbeiten, etwas zu lernen oder zu heiraten. Der Münchner Dokumentarfilmer Peter Heller, der eng mit Saliou Sarr und anderen senegalesischen Künstlern zusammengearbeitet (siehe den Film „Life Saaraba Illegal“), hat mir neulich erklärt, dass für junge Senegalesen der Fluchtversuch nach Europa inzwischen noch mehr ist, nämlich eine rite de passage, die mit sozialer Ehre einhergeht.

Traditionell wird dabei Migration als zirkulär gedacht. Alassane Dicko, Mitglied der malischen Sektion des Netzwerks Afrique-Europe-Interact, hat einmal gesagt, dass in Westafrika Migration keine Einbahnstraße sei, wie es das push-pull Modell der klassischen Migrationsforschung nahelege. Und er zitiert ein Sprichwort aus Mali: Migration bedeutet, vom

ersten Tag an die eigene Rückkehr vorzubereiten.

Ich gebe Ihnen ein weiteres Beispiel für spezifische Problemwahrnehmungen in Afrika. Loren Landau, der Gründer des African Centre for Migration & Society (ACMS) in Johannesburg, hat gezeigt, dass die innerafrikanische Migration, besonders in den Großstädten des Kontinents, völlig anders funktioniert als in Europa. Migrantinnen und Migranten erwarten nicht die Anerkennung durch den Staat oder ihre „Integration“ in die Gesellschaft. Stattdessen kultivieren sie eine rein taktische, nutzenorientierte Beziehung zu den Ankunftsstädten, in denen sie sich einrichten und schützen, ohne darauf zu hoffen, so wie die länger Ansässigen zu werden, mit denen sie nur lose Verbindungen eingehen. Solche Einsichten in andere Migrationsdynamiken in nicht-europäischen Kontexten werfen ein Licht auch auf unsere Kontexte. Vor allem stellen sie dem in Europa vorherrschenden teleologischen Bild einer allmählichen „Integration“ der Außenseiter in die etablierte Gesellschaft andere Modelle zur Seite. Dasselbe leisten viele Arbeiten aus Lateinamerika oder Indien, die dadurch auffallen, dass sie viel stärker als wir in Europa die Perspektive der Migrantinnen und Migranten in den Mittelpunkt rücken.

Von der Forschung wird ja neben der Einsicht in ganz fundamentale gesellschaftliche Strukturen und sozialen Praktiken stets auch ein Beitrag zur Lösung von Problemen erwartet. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Modelle sollen im besten Fall so in eine Praxis übersetzt werden, dass Probleme behoben oder ihre Folgen besser verstanden und gesteuert werden können. Wie sehen Sie das?

Nun ja, die Frage ist zunächst, was überhaupt das zu lösende Problem sein soll. Deutschland klagt über zu hohe Asylbewerberzahlen und gleichzeitig über zu wenig Zuwan-

derung, um den Arbeitskräftemangel in fast allen Wirtschaftszweigen zu bewältigen. Das Land möchte attraktiv sein für Fachkräfte und gleichzeitig möglichst alle abschrecken, von denen das sogenannte Volk glaubt, sie seien zu viele, zu arm und vor allem: zu schwarz. Geflüchtete werden mit Arbeits- und Ausbildungsverboten belegt. Dann wieder fordern Politiker in der „Bild“-Zeitung eine „Arbeitspflicht“ für Geflüchtete. Man braucht keine Migrationsforschung, um zu sehen, dass diese Politik inkonsistent ist.

Man darf also die Rationalität der Politik und des Staates nicht überschätzen. Es gibt natürlich Situationen, in denen die Politik ein Wissen nachfragt, das sie nicht hat. Aber in der Migrationspolitik viel wichtiger ist das, was man die bewusste oder strategische Ignoranz von Eliten nennt. Dies ist eine Art der Unwissenheit, für die man sich entscheidet und die aktiv kultiviert wird. Die repressiven Migrationsregimes der Gegenwart beruhen nicht nur auf dem gewaltsamen Ausschluss von Menschen, sondern auch auf der Ausblendung des Wissens darüber, welches vermeidbare Leid diese Regimes anrichten. Ein dritter Typ der Unwissenheit in der Migrationspolitik besteht in der „weißen Ignoranz“. Diesen Begriff habe ich bei der Chicagoer Philosophin Annette Martín gefunden. Weiße Ignoranz ist unter den Eliten sowohl in der Politik wie auch der Wissenschaft verbreitet und bedeutet, dass sie sich ihrer privilegierten Position nicht bewusst sind oder sie zur Not auch gegen die Ansprüche subalternen Gruppen und Außenseiter zu verteidigen bereit sind. Das Schlimme ist, dass oft genug nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse, sondern auch diese Art der Ignoranz in die Praxis übersetzt wird. Dagegen ist die Migrationsforschung ziemlich machtlos.

Letzte Frage: Im Profilschwerpunkt „Wandel von Gegenwartsgesellschaften“ sind ja Wissenschaftlerinnen und

Wissenschaftler der UDE aus ganz unterschiedlichen Fachrichtungen vernetzt. Ist nicht gerade der Migrationsdiskurs einschließlich der darin verhandelten Konzepte ein Gegenstand, der nur durch interdisziplinäre Forschung bewältigt werden kann?

Das ist so. Die Migrationsforschung ist ein Feld, das gleichsam interdisziplinär geboren wurde. Es geht nicht ohne die Anthropologie und die Kulturwissenschaften, aber auch nicht ohne die politische Theorie, die Rechtswissenschaft und natürlich die Soziologie. Gerade an der UDE kann man sehen, welche starken Impulse von der Migrationsforschung auf andere Felder ausgehen, etwa auf die soziologische Ungleichheitsforschung oder die Suche nach neuen Formen der Pädagogik in Migrationsgesellschaften.

Die Gesprächspartner

Volker Heins ist Leiter der Forschungsgruppe „Internalizing Borders“ am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZIF) der Universität Bielefeld und Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (KWI). Bis Ende 2022 war er Mitglied der Fakultät für Gesellschaftswissenschaften der UDE sowie Mitglied des Leitungsteams am Käte Hamburger Kolleg/Centre for Global Cooperation Research an der UDE. Jüngste Veröffentlichung (mit Frank Wolff): *Hinter Mauern. Geschlossene Grenzen als Gefahr für die offene Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp 2023.

Jens Loenhoff ist Professor für Kommunikationswissenschaft und Sprecher des Forschungsrates des Profilschwerpunktes „Wandel von Gegenwartsgesellschaften“ der Universität Duisburg-Essen.



Jens Loenhoff (oben), Volker Heins (unten). Fotos: Daniel Schumann

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub | universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/82804

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20241217-152652-3

Erschienen in: UNIKATE 61 (2024), S. 88-93

Alle Rechte vorbehalten.